

Spitex und Demenz

Autor(en): **Schären, Marius**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schauplatz Spitex : Zeitschrift der kantonalen Spitex Verbände Zürich, Aargau, Glarus, Graubünden, Luzern, Schaffhausen, St. Gallen, Thurgau**

Band (Jahr): - **(2010)**

Heft 3: **Spitex und Demenz**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-822083>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

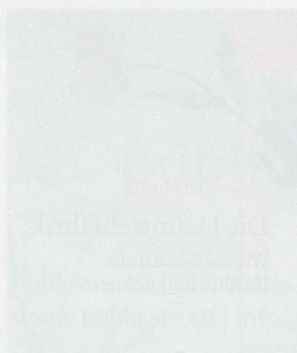
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schülke ->

Spitex und Demenz

Heute leben rund 100 000 Menschen mit Alzheimer oder einer anderen Form von Demenz in der Schweiz. Im Jahr 2030 werden es gemäss Schätzungen schon doppelt so viele sein.

Gleichzeitig ändern sich die Gesellschaftsstrukturen. Weniger Kinder und zunehmende Berufstätigkeit von Frauen werden dazu führen, dass immer mehr Demenzkranke auf sich allein gestellt sind. Demenz wird gemäss Fachleuten zu einer der ganz grossen Herausforderungen unseres Gesundheitswesens gehören. Das wird auch die Spitex stark betreffen. Wir nähern uns deshalb dem Thema in diesem Schauplatz Spitex mit verschiedenen Beiträgen. Zu Wort kommen betroffene Angehörige, die Leiterin einer Memory Klinik, Spitex-Fachleute und die Geschäftsleiterin der Schweizerischen Alzheimervereinigung.



zum Vorwort: Töchter
zum Beispiel: Verlorene Er-
nungen werden nicht wirk-
lich vermisst. Mit Geist aus
Auwagen - Alzheimer, Parkin-
son und Co. hat Douwe
Drama auch ein spannen-
des Buch über die Wegstel-
ter der Gedächtnisforschung ver-
fasst. Wir lernen u. a. Alois Alzheimer, James Parkinson
und Hans Derringer kennen
und erfahren, wie sie die
Heimweirfabrik nach. Es ist
2008 im Gallen Verlag Berlin
erschienen. Im Zentrum des
Buches steht der «minimale-
senzekt». Dazu gehört,
dass im Alter Erinnerungen an
die Jugend oft mit neuer Kraft
zurückkehren. Autor Douwe
Drama versteht es, Wissen
schätzbare Erkenntnisse in
ein ständiges Gedächtnis
viele Erfahrungen zu ver-
packen. Herausgeber: Douwe

ke W. Den Kampf gegen das
Veressen von Namen, Zahlen
und Ereignissen führen wir ein
Leben lang. Im Alter jedoch
verlieren wir diesen Kampf
immer öfter. Aber wird das
Gedächtnis älterer Menschen
wirklich schlechter oder wird
es nur anders? Dieser Frage
geht der niederländische
Psychologe und Gedächtnis-
forscher Douwe Drama in
seinem neuesten Buch nach.

Die Heimweirfabrik - ein erhellendes Buch über das Erinnern



Text und Bilder_Marius Schären // Lilly Brüderli sitzt am Tisch in der verglasten Veranda und schaut über das regengetrübte Thun und den See. «Jaja, es ist manchmal trostlos hier, es regnet die ganze Zeit.» Die 75-jährige Frau hat Illustrierte vor sich, einen Fürstenroman. Von sich aus sagt sie nicht viel – aber ja, sie lese gerne. Und laufen, sie gehe gerne laufen; einmal sei sie vier Stunden am Stück gegangen. Einfach von hier aus los.

Immer öfter etwas vergessen

Das erste Mal wirklich aufgefallen sei es ihm an Weihnachten vor drei Jahren, erzählt Marcel Brüderli. Der heute Vierzigjährige hatte mit seiner Mutter abgemacht, dass er sie am Bahnhof in Thun abholen würde. Er kam fünf Minuten zu spät – und Lilly Brüderli war bereits weg. Nach einigem Suchen, Warten und Telefonieren war klar, dass sie selbständig den Bus genommen hatte und zu ihrem Sohn gefahren war. «Sie hatte vergessen, dass wir verabredet waren», sagt er. Und das war nicht alles: Immer öfter habe sie etwas vergessen, bestätigt ihre Schwiegertochter Susann

Brüderli. Unter anderem die Geburtstage, was vorher nie geschehen war.

Zum Vergessen hinzu kam, dass Lilly Brüderli laufend mehr Geld ausgab – oft für die immer gleichen Sachen, die sie doch nicht brauchte. Sie habe begonnen, mehrmals pro Tag Geld abzuheben. «Und das ist jetzt zum grossen Teil einfach weg», sagt ihr Sohn Marcel Brüderli. Anfang 2008 habe dann der Arzt den Beizug der Spitex empfohlen. Das war noch in Toffen zwischen Thun und Bern, wo Lilly Brüderli in ihrer eigenen Wohnung lebte und von ihrem ebenfalls dort wohnenden zweiten Sohn und dessen Frau unterstützt wurde.

Anfang 2009 stürzte Lilly Brüderli, verletzte sich an Arm und Knie und war schliesslich bis im Sommer im Spital und in der Reha. In dieser Zeit entschieden ihre Angehörigen, dass Marcel und Susann Brüderli sie zu sich nach Hause nehmen würden. Dazu führte vor allem ein Grund, sagt ihr Sohn: «Wir hätten einen Platz in einem Pflegeheim bekommen. Aber es war ein Zimmer in katastrophalem Zustand im Altbau des Heims; das konnte ich meiner Mutter nicht zumuten.»



Die Spitex unterstützt Lilly Brüderli bei der Körperpflege und richtet einmal wöchentlich die Medikamente – oft mit Hilfe des vierjährigen Enkels. Mit den vertrauten Pflegenden scherzt die Alzheimerkranke häufig.

So kam Lilly Brüderli direkt vom Spital zu ihrem Sohn nach Thun. Sie habe sich gefreut, sagt er. Und der Umzug ging gut.

An die Spitex Region Thun seien Brüderlis mit klaren und erfüllbaren Erwartungen gelangt, sagt Mathias Lüscher. Er ist Bezugsperson von Lilly Brüderli und bezeichnet die Besuche bei ihr als «gefremten Einsatz»: Sie mache gut mit, wirke sehr zufrieden, witzle oft. Zwar kenne sie die Namen der Betreuenden nicht und erzähle häufig immer wieder die gleichen Geschichten. Sie wisse aber, dass täglich ausser sonntags morgens jemand kommt und beim Anziehen und bei der Körperpflege hilft. «Sie ist nie aggressiv, sehr kooperativ und hat – glaube ich – Freude.» Insgesamt sind zehn Personen für die Betreuung zuständig, fünf Diplomierte und fünf Hauspflegerinnen. Einmal wöchentlich richten sie zusätzlich zu den anderen Diensten die Medikamente.

Leben in bekanntem Umfeld als Idealfall

Da für demenzkranke Menschen Wechsel schlecht sind, bezeichnet Mathias Lüscher die Situation von Lilly Brüderli als «Idealfall»: Sie kannte das Umfeld schon vor dem Umzug, sowohl den Ort als auch die Personen. Es sei tragbar, sie zu Hause zu betreuen: Sie habe «relativ gute» Nächte, und die Selbstgefährdung sei gering. Im Vergleich zum Beginn der Betreuung in Thun letzten Sommer sieht Lüscher heute keinen grossen Unterschied im Zustand und Verhalten der 75-jährigen Frau.

So leicht, wie das klingt, ist die Betreuung von demenzkranken Personen nicht grundsätzlich – nicht für Pflegenden und schon gar nicht für Angehörige. «Das ist sicher das Schwierigste in der ganzen Situation, die



grösste Belastung: Was das Umfeld der Kranken übernehmen und ertragen muss», sagt der Pflegefachmann. Das bekomme er auch als Betreuender mit. Allgemein machen den Pflegenden sonst bei vielen demenzkranken Menschen eine gesteigerte Aggressivität und eine grössere Hemmungslosigkeit – der Verlust des Nähe-Distanzgefühls – zu schaffen, zusätzlich die möglichen Ekelgefühle, wenn die Personen inkontinent sind oder Verwahrlosung einsetzt.

Grosse kommunikative Herausforderung

Mathias Lüscher selbst arbeitet dennoch sehr gerne mit demenzkranken Menschen: «Für mich ist es eine grosse Herausforderung, insbesondere kommunikativ: Es geht darum herauszuspüren, was die betreute Person nötig hat.» Wichtig sei, gleichzeitig empathisch zu sein, teilzuhaben und dann auch sich abgrenzen zu können. Er erzähle den Patienten kaum über sein Privatleben und nehme nicht viel aus dem Berufsleben nach Hause, sagt Lüscher.

Genau dies können Marcel und Susann Brüderli nicht. «Es ist schon noch eine heftige Aufgabe», fasst es die Schwiegertochter in einem Satz zusammen. Zwar haben sie sich nach der Entscheidung, Lilly Brüderli zu sich zu nehmen, informiert und vorbereitet: bei der Alzheimervereinigung, im persönlichen Gespräch mit einer Fachfrau und auch an einem Vortrag in einem Pflegeheim. Man habe sich aber doch nicht richtig vorstellen können, wie es wirklich werden würde, sagt Susann Brüderli. Beispielsweise räumte ihre Schwiegermutter anfangs vieles in den Kleiderschrank, dreckige und saubere Wäsche durcheinander. Beim Essen wechseln die Vorlieben – und wenn ihr in einem Moment etwas nicht schmeckt, mündet



es fünf Minuten später vielleicht schon wieder ausgezeichnet.

Als «extrem schlimm» empfindet die Mutter eines vierjährigen Sohnes vor allem die Unruhe: «Wir mussten schon immer täglich mit ihr spaziergehen – oft auch mehrmals pro Tag, unterstützt vom Entlastungsdienst des Roten Kreuzes. Aber jetzt wird es langsam ein Problem: Wenn wir die Tür nicht abschliessen, geht sie einfach.» Und wie ist es für Lilly Brüderlis eigenen Sohn? Er nehme es, wie es komme, sagt Marcel Brüderli zuerst. Schon als Kind erlebte er im Haus, wo er aufwuchs, eine Tante, die an Alzheimer erkrankt war. «Dass meine Mutter alles vergisst, ist manchmal schwierig; wenn wir etwa einen Ausflug mit dem Schiff machen, freut sie sich – und zu Hause kann sie sich schon nicht mehr erinnern. Das ist manchmal schwierig.» Aber das Schwierigste sei, die nötige Geduld aufzuwenden, stellt Marcel Brüderli fest – «Man sollte mehr Geduld haben.»

Mit der Belastung am Anschlag

Neben allem Schwierigen gibt es auch Gutes. Einen Tag in der Woche verbringt Lilly Brüderli in einer Tagesstätte, mit einem grossen Garten zum Umhergehen, mit Aktivitäten wie basteln, spielen, singen, kochen, essen. Das sei eine gute Lösung, und ihre Mutter/Schwiegermutter gehe gerne, sagen Marcel und Susann Brüderli. Mit der Spitex funktioniere es ebenfalls tipptopp, trotz kleinen Anfangsschwierigkeiten. Und zwischendurch sei es auch schön mit der 75-Jährigen zusammen, findet die Schwiegertochter. Wenn der Zustand stabil bleibe, würde sie sie gerne noch einige Monate weiter betreuen. In einem bis zwei Jahren möchte die Familie Brüderli dann einen Heimplatz

möglichst in der Nähe gefunden haben. Im Moment aber ist die Belastung zusammen mit der Berufsarbeit zu gross geworden: Beide arbeiten als Bäcker-Konditor, er 90%, sie 40%. Susann Brüderli hat auf diesen Sommer ihren Anteil gekündigt. «Wir kommen an den Anschlag, haben praktisch keine Zeit mehr, uns zu erholen», sagt sie. Nicht mehr tragbar wäre für sie die Situation, wenn ihre Schwiegermutter inkontinent würde oder «sonst etwas Schlimmes» passierte. Marcel Brüderli möchte nicht zu Hause erleben, dass seine Mutter ihn und seine Familie nicht mehr erkennen würde. Aber zurzeit kann er die Situation auch mal mit Humor nehmen.

Vernünftige Einsicht statt Zeitbombe

In den Augen des Pflegefachmannes Mathias Lüscher ist die realistische Sicht von Brüderlis vernünftig. Es gebe andere Angehörige von demenzkranken Menschen, die ihre eigene Überbelastung nicht einsähen: «Das kann eine Zeitbombe sein.» Eine Empfehlung über den Hausarzt werde dann oft besser akzeptiert als eine vonseiten der Spitex. Für die Spitex sei es einfach oft ein Aushalten: «Ein Stück weit ist es halt Selbstbestimmung und von uns her der Versuch, einen Prozess zu stützen.»

Lilly Brüderli schaut während des Gesprächs mit ihr häufig nachdenklich in die Ferne. Ab und zu lacht sie, schiebt mit verschmitztem Gesicht einen witzigen Satz ein. Doch auf einmal enerviert sie sich leicht: «Ich habe immer gesagt, ich will heim. Aber meinen Sie, sie hörten mir zu? Wenn das so weitergeht, packe ich bald das Nötigste zusammen und ziehe einfach aus.» Und wieder lacht sie kurz auf – wie wenn sie sich selbst nicht ganz ernst nähme.

Lilly Brüderli liest Illustrierte oder «Fürstenromane» und geht sehr gerne spazieren. Der starke Bewegungsdrang wird für ihre betreuenden Angehörigen mitunter zu einer Belastung.